Das Bild im Auge.

Roman von F. Arnefeldt.

(8. Fortsetzung.)

Ihnen folgte eine ganz weiß gekleidete, mit Schleiern umhüllte Dame, der ein Gefäß voll brennender Baumwolle dargereicht wurde, die sie ohne die geringste Beschwerde verzehrte, während ein Stück davon, das sie achtlos fallen ließ, ein Loch in den Teppich brannte.

Entsetzt sprang Frau Köhne auf und raunte dem neben ihr sitzenden Sohne zu: „Komm fort, Wilhelm, es geschieht hier noch ein Unglück, das kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen."

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei, bleib' ruhig sitzen, das Feuer schadet weder Dir noch ihr," sagte der junge Mann lachend zu der Mutter und drückte sie wieder auf ihren Sitz nieder.

Auch Müseler redete der Frau zu: „Aengstigen Sie sich nicht, es kommt sogleich etwas, was Ihnen besser gefallen wird."

Das war denn auch der Fall mit zwei hochelegant gekleideten, stark geschminkten Chansonetten-Sängerinnen, obwohl oder vielleicht weil die ehrbare Frau von dem französischen Text kein Wort verstand.

Wilhelm, den die Mutter um eine Uebersetzung bat, weigerte sich, sie zu geben, auf die Gefahr, für unwissend gehalten zu werden, und Alfonso glaubte durch lebhaften Beifall seine Kenntniß der fremden Sprache bethätigen zu müssen.

Eine größere Pause fo ldetgi

Eine größere Pause folgte dieser Darstellung, die Müseler benutzte, um eine große Schüssel Pfannkuchen und Punsch für seine Gäste bringen zu lassen. „Essen Sie, trinken Sie," ermunterte er zum Zulangen, obwohl es dessen gar nicht bedurfte, „ich glaube, wir werden der Stärkung bedürfen. Die nächste Abtheilung soll etwas gruselig sein."

Frau Köhne schauderte und klammerte sich schon im Voraus an den Arm ihres Sohnes, der ihr lächelnd zuraunte, es sei ja Alles nur Spiel.

Der alte Köhne, der nach dem Genuß des Punsches heftig hustete, aber trotzdem weiter trank, versicherte, mit diesem Trank im Leibe es mit dem Teufel aufnehmen zu wollen.

Alfonso erklärte hohnvoll, er glaube weder an Gott, noch an den Teufel, und Marie schaute gleichzeitig angstvoll und bewundernd zu ihm auf.

Das Zeichen zum Wiederbeginn der Vorstellung unterbrach die Unterhaltung und veranlaßte Alle, ihre Plätze wieder einzunehmen.

Als der Vorhang sich wieder hob, entfuhr ein einziges „Ach!" des Schreckens der ganzen Versammlung.

Die nur schwach beleuchtete Bühne stellte eine Art Todtenkammer dar, die ganz schwarz decorirt war. Schwarz waren die Coulissen, mit einem schwarzen Tuch bedeckt der Fußboden; Gehänge von schwarzem Krepp zogen sich von einem Pfeiler zum anderen, unterbrochen durch Ketten von aufgereihten weißen Knochen. Mit Krepp umwunden waren die von der Decke herabhängenden Kronleuchter und die an der Seite angebrachten Lampen. In nicht allzu großen Abständen von einander erblickte man in der Mitte der Bühne vier offene Särge in der Form von Sarkophagen, jeder auf vier Sphinxen ruhend.

Ein für das Publicum nicht sichtbares Orchester spielte in langgezogenen, gedämpften Tönen einen Trauermarsch. Plötzlich verwandelte sich dieser in eine wilde, in schnellstem Tempo vorgetragene Tanzmelodie.

Von der einen Seite der Bühne kamen zwei Männer, ganz schwarz gekleidet, Hals und Arme entblößt, den Kopf unbedeckt, am Gürtel einen Dolch ohne Scheide tragend. Von der anderen Seite traten zwei Frauen hervor in langen weißen, schleppenden Gewändern, Kränze von weißen Rosen in den bis auf den Gürtel herabwallenden blonden Haaren.

Sie verbeugen sich vor dem Publicum, doch schon sind sie von den Männern ergriffen, hoch emporgehoben, wieder niedergeworfen, und zu den Klängen der wilden Musik beginnt ein wilder, athemraubender, bacchantischer Tanz um die Särge herum und über sie hinweg.

Mit einem schrillen Uebergange verwandelt sich die Melodie in ein Kampflied. Die Männer schleudern ihre Tänzerinnen bei Seite und stürzen auf einander los, die Dolche hoch erhoben in den drohenden Händen. Händeringend, jammernd schauen ihnen die Frauen zu.

Nicht allzu lange hat der Kampf gewährt; zu Tode getroffen sinken Beide nieder und werden von den weinenden Frauen in die Särge gehoben. In die beiden noch leeren steigen die Letzteren dann selbst, strecken sich aus und schließen die Augen; der Gram hat sie getödtet.

Ein paar Minuten bleibt es todtenstill auf der Bühne und auch im Zuschauerraum, dann setzt die Musik wieder ein, schrill, schauria, herzerschütternd. Die in den Särgen liegenden Gestalten erheben sich zur Hälfte, aber es sind nicht mehr die blühenden, die kraftstrotzenden Frauen und Männer, die sich vor wenigen Minuten hineingelegt; es sind Skelette mit fletschenden Zähnen und schlotterndem Gebein.

Unter den Klängen der Trauermusik schließt sich der Vorhang, das Gaslicht flammt wieder auf und wie von einem Alp befreit geht ein Aufathmen durch die Zuschauer.

Criminalcommissär Müseler schaute sich seine Gäste an.

Wilhelm Köhne war kaum um einen Schatten bleicher geworden und sah ganz ruhig um sich, auch auf seinen Vater hatte der Vorgang keinen allzu erschütternden Eindruck gemacht, dagegen zitterte Frau Köhne am ganzen Leibe, schluchzte laut und verlangte, nach Hause zu gehen, dennoch war sie nicht so außer sich wie Marie.

Das junge Mädchen sah weiß wie ein Tuch aus, vermochte kein Wort hervorzubringen und hatte die weit geöffneten Augen starr und angstvoll auf Alfonso gerichtet, dessen gelbbraune Gesichtsfarbe olivengrün geworden war und dessen Zähne aufeinanderschlugen; von der Großsprecherei, die er vorher an den Tag gelegt, war keine Rede mehr.

„Sie haben gewiß auch an den armen Ahrweiler denken müssen, so wie jene Skelette wird er auch bald aussehen; wir trinken nun noch einen Punsch auf den Schreck!" sagte Müseler, ohne anscheinend das Wort an einen Einzelnen zu richten. Er wollte einen der wieder den Saal durcheilenden Kellner rufen, aber Marie hielt ihm den Arm fest.

„Nein, nein, Herr Commissär," bat das junge Mädchen, „wir können nicht mehr essen und trinken, lassen Sie uns fortgehen, es ist genug."

„Genug! Genug!" lallte Alfonso, und es war ungewiß, ob der Genuß von Bier und Punsch oder ob die erschütternde Vorstellung so stark auf ihn eingewirkt hatte. Er vermochte keinen zusammenhängenden Satz zu sprechen und sah aus, als sei er um viele Jahre älter geworden.

„Sie haben Herrn Ahrweiler auch gekannt?" fragte Müseler harmlos den Brasilianer.

Mit einer ganz unbegründeten Heftigkeit entgegnete Alfonso: „Nein, nein! Ich habe ihn nicht gekannt, habe nie etwas von ihm gehört! Sprechen Sie nicht von ihm, ich kann's nicht hören!"

„Aber Mensch, Sie haben ja Nerven wie ein Mägdelein; Sie thun ja, als sagte ich, Sie hätten den Mann umgebracht!" sagte Müseler lachend und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter.

Alfonso riß sich los und schüttelte sich. „Wie könnnen Sie das sagen?" rief er; „lassen Sie mich fort."

Müseler lachte noch lauter. „Aengstigen Sie sich doch nicht," sagte er. „Wir haben ja den Mörder; Niemand anders als der Fabrikbesitzer Dornedden ist's gewesen."

„Ist das gewiß?" keuchte Alfonso und sah den Commissär aus weit aufgerissenen Augen forschend an.

„Ganz gewiß, er hat's so gut wie eingestanden und kommt vor das nächste Schwurgericht in Charlottenburg; wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie den Verhandlungen beiwohnen," entgegnete Müseler.

„Ich weiß, ob ich dann noch hier bin," stammelte Alfonso, „es ist möglich, daß ich in den nächsten Tagen nach Paris reisen muß. Aber lassen Sie uns jetzt geben, die Luft ist hier zum Ersticken." Dabei machte er einige Schritte in der Richtung nach dem Ausgange.

Müseler ging aber dem Brasilianer nicht von der Seite und sagte mit seinem gutmüthigen und dabei leicht spöttischem Lachen: „Sachte, sachte, eilen Sie nicht so; die Anderen gehen ja auch mit, Sie werden Mariechen doch nicht im Stiche lassen wollen."

Alfonso besann sich. „Sie haben Recht," sagte er, sich zusammennehmend, „das dumme Possenspiel hat mich ganz verwirrt gemacht." Er eilte zu Marie und bot ihr galant den Arm.

Die Gesellschaft verließ den Theaterraum, Frau Köhne ging mit ihrem Sohn voran, Marie und Alfonso folgten, den Beschluß machte Müseler mit dem alten Köhne, der ihm ziemlich schwülstig und verworren die Eindrücke, die ihm die Vorstellung gemacht, schilderte.

Der Commissär unterbrach den Wortschwall des Alten, als sie beinahe den Ausgang des Saales erreicht hatten. „Ich bitte einen Augenblick um Verzeihung," sagte er; „ich sehe da einen Bekannten, dem ich guten Abend sagen möchte. Bitte, gehen Sie voran, ich bin sogleich wieder bei Ihnen." Er eilte auf den Mann zu, der auf einer der letzten Bänke in der Nähe der Thür saß, schüttelte ihm die Hand, sprach ein paar Worte mit ihm und entfernte sich dann schnell wieder, so daß er seine Gefährten bald eingeholt hatte. Langsam und unauffällig folgte ihm der Andere.

„Wir dürfen den Damen heute keine Pferdebahnfahrt mehr zumuthen, sondern werden uns eine Droschke leisten," sagte Müseler, als sie den Alexanderplatz erreicht hatten, und ließ, um eine solche herbeizurufen, einen hellen Pfiff hören. Als der Wagen dann aber herbeigerasselt kam, setzte er lachend hinzu: „Da hab' ich wieder einmal falsch gerechnet, der Wagen faßt ja nur vier Personen und wir sind unser sechs." Er sann einen Augenblick nach, half dann dem Köhne'schen Ehpaar und Marie beim Einsteigen, schob Alfonso halb mit Gewalt nach und erklärte: „Machen Sie den Cavalier bei den Herrschaften, edler Don, und bringen Sie sie glücklich nach Hause; ich werde mit Herrn Wilhelm per Pferdebahn folgen." Er bezahlte den Kutscher, wartete, bis der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, legte dann Wilhelm's Arm in den seinigen und sagte: „Nun kommen Sie. Drüben an der Ecke der Neuen Königstraße ist eine Weinstube, wo wir eine stille Ecke finden, da können Sie mir erzählen, was Sie auf dem Herzen haben."

Nach einer Viertelstunde saßen Beide in der fast leeren Weinstube an einem kleinen Ecktisch bei einer Flasche Rothwein, und Müseler sagte, nachdem er die Gläser gefüllt hatte: „Nun schießen Sie los; wir sind hier ganz unbelauscht, ich habe dafür einen Blick."

Trotzdem schaute sich Wilhelm nochmals vorsichtig um, bevor er, dem Commissar näher rückend, begann: „Herr Criminalcommissar, ich habe heute ein Brustbild gesehen, das ausschaut, als wäre es das Original der Photographie, die man vom Auge des todten Ahrweiler abgenommen haben will."

Müseler fuhr wie elektrisirt auf und fragte: „Wo haben Sie das Bild gesehen?"

„Im Laden eines Trödlers in der Markgrafenstraße, da, wo sie ausläuft und mit der Lindenstraße zusammenstößt," berichtete Wilhelm, „ich schlenderte dort auf und ab, weil ich auf Jemand wartete, und —" Er stockte und war in sichtlicher Verlegenheit.

Müseler lachte. „Was Sie nach der Markgrafenstraße geführt hat, geht mich nichts an," sagte er; „genug, Sie haben das Bild gesehen. Sind Sie im Laden gewesen?"

„Nein. Das Bild hat einen eigenthümlichen bunten Rahmen, der meine Aufmerksamkeit erregte. Als ich näher trat, fiel mir erst das Portrait auf, dann kam mein — mein Bekannter und als ich mich von dem getrennt hatte, war der Laden geschlossen, der Sonntagsruhe halber. Da dachte ich, es wäre das Beste, ich machte Sie mit der Sache bekannt, und da ich wußte, wo ich Sie finden könnte, bin ich hierher gekommen."

„Sie haben Recht gethan, und ich danke Ihnen," sagte Müseler, ihm die Hand schüttelnd, „ich werde mich morgen früh, sobald der Laden geöffnet ist, bei dem Händler in der Markgrafenstraße einfinden und hoffe einen guten Fang zu machen. Ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, gegen Jedermann von Ihrer Entdeckung zu schweigen."

„Das ist ganz selbstverständlich," erwiderte Wilhelm.

Sie leerten die Gläser und verließen die Weinstube.

11.

Der Portier Köhne hatte, als er noch gesund und seine Kinder noch kleiner gewesen waren, das Handwerk eines Schreiners betrieben und seine Werkstatt wie seine Wohnung in der Leipzigerstraße in einem am zweiten Hofe eines sehr tiefen Grundstückes liegenden Gebäudes gehabt. In einem viel freundlicheren Hause am ersten Hof bewohnte damals und noch jetzt der Kaufmann Ilgener die geräumige und gut ausgestattete erste Etage, während sein in der ganzen Stadt bekanntes und berühmtes Spezerei-, Wild-, Geflügel- und Delikatessengeschäft die volle Breite des Erdgeschosses im Vorderhause einnahm.

Zwischen den Kindern des Kaufmanns im ersten und dem Sohn des Tischlers im zweiten Hof hatte sich eine Freundschaft entsponnen, die den Letzteren und besonders der Frau sehr schmeichelte und die vom Ersteren gar nicht ungern gesehen ward.

Wilhelm Köhne war ein gesitteter, bescheidener Knabe mit guten Anlagen und regem Lerneifer, dessen Umgang nur vortheilhaft auf seine Gefährten wirken konnte. Er besuchte gemeinschaftlich mit den Ilgener'schen Söhnen die höhere Bürgerschule in der naheliegenden Charlottenstraße.

Köhnes wollten an ihren begabten Wilhelm etwas wenden und ihn nicht nur in die Gemeindeschule schicken. Uebrigens durfte er auch an den Privatstunden, die Ilgener seinen Söhnen im Englischen, Französischen und Zeichnen geben ließ, Theil nehmen und zog daraus großen Nutzen.

Die Einsegnung der Knaben machte dem Verkehr ein Ende. Wilhelm Köhne kam als Lehrling in eine große Maschinenbauanstalt in Moabit, in der er auch später noch blieb. Die Ilgeners wurden von ihrem Vater zunächst noch auf die Handelsschule und dann nach außerhalb in kaufmännische Geschäfte geschickt.

Fast um dieselbe Zeit auch war Frau Ilgener, die besonders viel auf Wilhelm gehalten hatte, gestorben und Köhne hatte angefangen zu kränkeln, so daß er sein Handwerk hatte aufgeben müssen. Seine rührige Frau bemühte sich um eine Portierstelle, und nach mehrmaligem Wechsel war die Familie nach der Uhlandstraße gelangt, wo durch ein Spiel des Zufalls sich durch Ahrweiler eine, wenn auch nur recht schwache, Beziehung zwischen den ehemaligen Hausgenossen herstellen sollte.

Gänzlich waren die Beziehungen allerdings nie abgerissen gewesen; denn sie waren fortgesetzt worden durch Wilhelm Köhne und Mathilde, Ilgeners jüngstes Kind und einzige Tochter.

Mathilde war sechs Jahre jünger als Wilhelm und er hatte mit ihr stets lieber gespielt, als mit seiner noch um einige Jahre jüngeren Schwester Marie. Er war ihr Beschützer, ihr Freund, ihr Gefährte gewesen, hatte den weiten Umweg nie gescheut, um sie auf seinem Gang nach der Schule nach ihrer Töchterschule zu bringen und von dort abzuholen. Mathilde hätte sich in allen ihren kindlichen Nöthen an ihn gewandt und war immer des festen Glaubens gewesen, daß es für Wilhelm keine Schwierigkeiten gebe, daß er erfüllen könne, was sie von ihm verlange.

Als dann die Trennung gekommen war, hatte das damals zwölfjährige Mädchen den Jugendfreund durchaus nicht loslassen wollen. Sie hatte geweint und gefleht, und Wilhelm, dem der Abschied selbst sehr schwer wurde, hatte ihr versprechen müssen, sie zu besuchen und auch sonst mit ihr zusammenzutreffen, was sich um so leichter bewerkstelligen ließ, als das mutterlose Mädchen, um das sich auch die Schwestern der Verstorbenen nicht viel kümmerten, recht unbeaufsichtigt war.

Zu ihrem Glücke war sie bei Wilhelm Köhne gut aufgehoben. Der Umgang mit dem sittlich reinen, geistig strebsamen jungen Menschen wirkte fördernd und veredelnd auf sie. Sie war darauf bedacht, etwas zu lernen, etwas zu thun, wovon sie ihm bei ihrem nächsten Zusammentreffen berichtete und wofür sie von ihm gelobt zu werden hoffte.

Mathilde war der Schule entwachsen, Wilhelm Vorarbeiter in der Maschinenbauanstalt, und noch immer bestand zwischen ihnen die Kinderfreundschaft oder sie nannten es wenigstens so. In Wahrheit war sie längst zur innigen, ihre Herzen fest verbindenden Liebe geworden. Es verging aber lange Zeit, ehe sie sich das zu gestehen wagten; Beide kannten nur zu gut die Scheidewand, welche die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung zwischen ihnen aufgerichte hatte.

Mathilde besuchte regelmäßig an jedem Sonntag Vormittag den Gottesdienst in der Jerusalemer-Kirche, in der sie eingesegnet war, und es war zur lieben Gewohnheit geworden, das Wilhelm sie in einiger Entfernung davon in der Markgrafenstraße erwartete und mit ihr ein Stündchen in den angrenzenden Straßen spazieren ging. Ungunst des Wetters vermochte sie davon so leicht nicht abzuhalten; es mußten sich ihr ganz unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen, wenn sie Wilhelm vergeblich warten lassen sollte.

So war es auch an dem Sonntag, dessen Abend der junge Mann mit seinen Angehörigen im Specialitäten-Theater zubringen sollte, kein Bekannter, sondern eine Bekannte, die er in der Markgrafenstraße getroffen hatte, und nur die Discretion hatte Wilhelm veranlaßt, den Vorgang, den er am Abend dem Criminalcommissar Müseler erzählte, mit einigen, wie man sehen wird, recht harmlosen Abänderungen wiederzugeben.

Ein heller Sonnenschein hatte an diesem Sonntag vom blaßblauen Himmel über die vom Schnee gereinigten Straßen gelacht. Das Wetter konnte also Mathilde nicht vom Besuch der Kirche abgehalten haben; um so mehr hatte sich Wilhelm beunruhigt, daß er sie trotz alles Spähens unter der aus den Kirchthüren strömenden Menge nicht erblickt hatte. Er hatte fast daran verzweifelt, sie noch zu finden, und ging bedrückten Herzens die Markgrafenstraße nochmals hinunter; da, fast am Ende derselben, kam sie ihm entgegen.

„Wir müssen uns verfehlt haben," redete Mathilde ihn hastig an. „Ich bin die Straße schon zweimal auf und ab gegangen, ohne Dich zu treffen, aber halten wir uns dabei nicht auf. Ich habe eine Entdeckung gemacht und muß sie Dir zeigen, ehe der Trödler sein Geschäft schließt."

Sie hing an seinen Arm und führte ihn nach einem im Keller des Eckhauses der Markgrafen- und Lindenstraße gelegenen Trödlerladen, an dessen Schaufenster das verschiedenartigste Gerümpel ausgehängt war. Drapirt durch einen weißen Kürassierrock mit gelben Aufschlägen hing da ein in Oelfarben gemaltes, nur Kopf und Schultern darstellendes Portrait in einem runden, mit bunten Steinen besetzten Goldrahmen; ein Theil der Steine war aber ausgebrochen.

„Wer ist das?" fragte Mathilde und hielt das sehr klare stahlgraue Auge forschend auf Wilhelm gerichtet.

Der junge Mann stand sinnend vor dem Schaufenster, rieb sich die Stirn und gestand endlich: „Ich weiß es nicht; ich kann mich nicht besinnen, das Bild oder die Person, die es darstellt, je gesehen zu haben."

„Denk doch nach, Wilhelm," bat sie, „denk nach, es hängt viel davon ab; der photographische Abzug, den wir gesehen haben, ist zwar sehr verschwommen, aber —"

Wilhelm unterbrach sie durch einen Aufschrei, ließ ihren Arm los und fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn. „Mathilde, Mathilde! Täusche ich mich nicht? Das ist ja — das ist ja! —"

„Wer? Wer?" drängte sie.

„Das Portrait Dorneddens —"

„Von dem die Photographie abgenommen ist!" fiel sie ein.

„Aber wie soll das hierher kommen?" fragte er immer noch zweifelnd.

„Wie kommen die Dinge zum Trödler?" entgegnete sie lachend. „Sie werden bei ihm verkauft, und daß der arme Dornedden sein Bild nicht hierher zum Trödler getragen hat, darauf gehe ich eine Wette ein."

„Aber wer soll es denn gethan haben?"

„Laß uns hinuntergehen und nachfragen," schlug sie vor.

In demselben Augenblick fuhr die Rolljalousie des Ladens mit Geräusch herab. Die Verkaufszeit für den Sonntag war abgelaufen, der Trödler hatte sein Geschäft geschlossen.

Mit etwas verdutzten Gesichtern schaute sich das Pärchen an; Beide lachten laut auf.

„Abgeblitzt!" scherzte Mathilde; ernsthafter fragte sie dann: „Ob wir in's Haus gehen und den Trödler zu sprechen versuchen?"

Wilhelm sann einige Minuten nach und antwortete dann: „Nein, es ist besser, wir machen den Mann nicht erst darauf aufmerksam, daß das Bild von Wichtigkeit sein kann. Heute verkauft er es nicht mehr und zu morgen früh schicke ich ihm Jemand her, der die Sache besser anzugreifen versteht als wir. Komm, laß uns gehen, es möchte auffallen, wenn wir noch länger hier stehen bleiben." Er legte ihren Arm wieder in den seinigen und sie gingen weiter.

Nach einigen Minuten des Stillschweigens fragte Mathilde: „Wilhelm, was denkst Du von dem Bilde?"

„Was denkst Du davon?" fragte er lächelnd zurück. „Ihr Frauen seid ja im Combiniren viel schneller und auch wohl geschickter, als wir Männer."

„Nun, ich denke, es hat in Ahrweiler' Schlafzimmer gehangen, sein letzter Blick ist darauf gefallen, der Mörder hat es fortgenommen und verkauft."

„Etwas kühn gefolgert!" scherzte Wilhelm und schaute mit liebevoller Bewunderung auf den hübschen rothen Mund, der so beredt zu sein vermochte, „aber Du könntest vielleicht in's Schwarze getroffen haben. Nun, ich setze mein Vertrauen auf den Criminalcommissär Müseler, der wird das Rechte schon herausbringen."

Sie schritten schweigend weiter, bis Mathilde wieder begann: „Wir sind ja lange darüber einig, daß Dornedden nicht der Mörder ist."

„Das sind wir," entgegnete Wilhelm, „und ich muß Dir gestehen, daß ich an die Geschichte mit der vom Auge abgenommenen Photographie überhaupt nicht geglaubt habe. Spielt freilich das Bild eine Rolle —"

„So ist doch etwas daran!" fiel Mathilde ein.

„Dann kommt der arme Herr Dornedden aus dem Gefängniß, und Ihr erhaltet Eure Erbschaft ausbezahlt."

„Wer weiß, die Tanten wollen ja das Testament angreifen, dann kann es noch lange damit währen."

„Ach, Mathilde, ich wünschte, Ihr bekämt es gar nicht!" seufzte er und nahm ihre Hand, die sie im Muff verborgen hatte, liebkosend in die seinige.

„Ei, das ist ja ein recht frommer Wunsch, mein Vater und meine Brüder werden sich dafür bei Dir bedanken!" rief sie und blickte ihn mit den großen grauen Augen schalkhaft an, „sie planen schon allerlei Vergrößerungen, die sie mit Hülfe des Geldes im Geschäft machen wollen."

„Und Du?"

„Nun, es ist eine recht hübsche Mitgift; wenn es zur Einrichtung einer Maschinenbauanstalt wohl nicht ganz reichen wird, so läßt sich damit doch etwas anfangen."

„Mathilde, scherze nicht so!"

„Im Gegentheil, es ist mein voller Ernst."

„Meine Hoffnung, daß Dein Vater je seine Einwilligung zu unserer Heirath geben werde, war immer sehr gering; seit Du die Erbschaft gemacht hast, ist sie ganz geschwunden, und darum wäre mir lieber, Du hättest sie gar nicht bekommen!" seufzte er.

„Um meinetwillen hätte Onkel Ahrweiler so alt werden können wie Methusalem!" sagte sie, „da mir aber die Erbschaft einmal zugefallen ist, so will ich sie auch benutzen."

„Das könntest Du, wenn Du damit eine gute Partie machtest, zu der Du berechtigt bist; und ich habe mir schon recht ernstlich die Frage vorgelegt, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich freizugeben."

„Du könntest auch über gescheidtere Dinge nachdenken," entgegnete sie in ihrer heiteren Weise und fügte innig hinzu: „Die beste Partie, die ich machen kann, bist Du, mein Wilhelm, und die will und werde ich machen."

„Mathilde, Dein Vater giebt es ja niemals zu."

„Wir haben ihn ja noch gar nicht gefragt. Manche Dinge scheinen nur schwer, weil sie nicht gewagt werden."

„Ich bin der Sohn des Portiers Köhne, des ehemaligen Tischlers!"

„Da haben wir uns nichts vorzuwerfen, der Vater meines Vaters ist ebenfalls Tischlermeister gewesen und zwar in Perleberg."

„Aber Dein Vater und Deine Brüder sind angesehene Kaufleute, und ich bin Arbeiter."

„Monteur, wenn ich bitten darf, stelle Dein Licht nicht unter den Scheffel," erwiderte sie mit einer allerliebsten Schmollmiene, „und sobald Du willst, Maschinenfabrikant. Bist Du mit Deinen Einwendungen bald zu Ende?"

„Deine Verwandten! Die Frau Majorin, die Frau Regierungsrath —"

„Haben sich recht wenig um mich bekümmert und das mutterlose Kind der Obhut eines gewissen Wilhelm Köhne unbedenklich überlassen. Das sollen sie nun auch ferner thun!" fiel sie ein. „Sie waren übrigens auch sehr unzufrieden mit der Heirath meiner Mutter mit einem Tischlerssohn und Kleinhändler und haben es ihr nie vergeben, was nicht gehindert hat, daß die Ehe meiner Eltern eine sehr glückliche gewesen ist. Nach den Tanten habe ich wirklich nichts zu fragen."

„Als ob Du mir die heute erst vorzustellen hättest!" lachte sie. „Die kenne ich doch so lange wie Dich. Wilhelm, Du magst es anstellen, wie Du willst, Du wirst mich nicht los, also gieb Dich darein und behalte Deine Mathilde."

„Wie gern!" flüsterte er und drückte ihre Hand.

Sie waren während dieses Gespräches langsam weitergeschritten; jetzt erklangen durch die klare Winterluft die Schläge einer Thurmuhr. Mathilde blieb stehen und lauschte: „Dreiviertel zwei," sagte sie, „und um halb drei muß bei uns die Suppe auf dem Tisch stehen, da müssen wir etwas Geschwindschritt anschlagen."

Sie thaten das und trotz der Eile nahm Mathilde das Gespräch wieder auf. „Ich warte wenigstens eine gute Stunde bei meinem lieben Alten ab und beichte ihm. Kann mir übrigens kaum denken, daß ich ihm eine große Ueberraschung bereite; ich glaube, er stellt sich nur, als ob er nichts wüßte; wenn nicht eher, dann an meinem Geburtstage, da werde ich ja einundzwanzig Jahre."

„Großjährig!"

„Gewiß!" Sie reckte sich in die Höhe, „und Besitzerin eines Vermögens, das mir zur Verfügung steht. Ich habe guten Muth, nimm ihn mir nicht durch Deine Zaghaftigkeit. Du bist doch sonst nichts weniger als feige!"

„Ach, Mathilde, ich bin es ja nur, weil ich Dich zu verlieren fürchte!" gestand er.

„Das wirst Du nicht!" tröstete sie ihn mit schöner Zuversicht. „Wenn Zwei sich so lieben, wie wir, die müssen zusammenkommen, die kann nichts trennen."

„Ich danke Dir. „Still sein und hoffen," hat der Prediger in mein Gesangbuch geschrieben, daran will ich festhalten."

„Weißt Du, daß die Entdeckung, die wir heute gemacht haben, mich mit besonderen Hoffnungen erfüllt?" plauderte sie weiter.

„Wieso?" fragte er erstaunt.

„Wenn es uns gelänge, zur Auffindung des wahren Mörders des armen Onkels Ahrweiler beizutragen und den bedauernswerthen Dornedden zu befreien, ich würde das für ein sehr günstiges Omen halten."

„Hoffen wir das Beste, ich werde heute Nachmittag die Sache in die geeigneten Hände legen," erwiderte Wilhelm.

Sie hatten inzwischen den Kreuzungspunkt der Markgrafen- und Leipzigerstraße erreicht, hier mußte geschieden sein. Sie reichten sich die Hände und blieben Abschied nehmend noch ein paar Minuten bei einander stehen.

„Auf Wiedersehen!" sagte er gepreßt.

„Auf Wiedersehen!" wiederholte sie mit heller Stimme und entfernte sich mit leichten, schnellen Schritten.

Abends hatte dann Wilhelm die Entdeckung, auf die ihn das geliebte Mädchen aufmerksam gemacht, in seiner Weise dem Criminalcommissär Müseler mitgetheilt, und damit wirklich die Sache in die geeignetsten Hände gelegt.

Der Althändler Kowalzig in der Markgrafenstraße hatte am Montag Morgen kaum eine halbe Stunde sein Geschäft offen, war mit dem Abstäuben seiner hundertfältigen Verkaufsartikel beschäftigt und befand sich bei dieser Arbeit in einem etwas fragwürdigen Morgenanzug, als schon ein gut gekleideter Herr bei ihm vorsprach und sich erkundigte, ob er vielleicht Dosen oder Schnallen im Rococogeschmack vorlegen könne. Er sei Sammler und würde gern etwas in dieser Art erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

„„Es ist kein „Trau und Glauben" mehr auch in der Zeitungswelt,"" klagt der „Buffalo Volksfr." Na, die alte Redensart: „Er lügt, wie gedruckt."

* * *

„Nachrichten für Grimma und Umgegend" brachten die Meldung aus Leipzig: „Die Sonnabend und Sonntag stattfindenden Pferderennen werden starkbesetzte Felder und erstklassiges Mastvieh zeigen." Das bezieht sich doch nicht etwa auf die Zuschauer?